

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 21

Artikel: Sagen aus dem Guggisberg
Autor: Schwarz, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Vorstadt schon um 1250 an der gleichen Stelle gestanden haben müsse, da die heute noch vorhandene „Völimauer“ westlich von dieser Stelle nachgewiesen werden könne. Möglicherweise es demnach nach Ansicht des genannten Gewährsmannes, daß der untere Teil dieses Turmes mit den Bogen und den Spott-Statuen noch in die Zeit des Interregnums hinaufreichte, während der obere Teil im 15. Jahrhundert neu aufgebaut worden wäre. Verhält es sich mit dem Alter der beiden Skulpturen also, dann ist die von Rahn als solothurnische Tradition vermerkte Beziehung auf die Kyburger nicht ausgeschlossen, ja sogar sehr wahrscheinlich, waren doch die Kyburger die grimmigsten Feinde wie Berns so Solothurns und hatten sie doch in ziemlich gerader Richtung zur Südfrent des Turmes ihr altes, festes Schloß, das die Berner unter Bezug der Solothurner 1383 belagerten und das am 5. April 1384 mit Thun definitiv an Bern überging.

Dürfte so die historische Beziehung des Spottbildes, nämlich die Beziehung auf den städtefeindlichen Adel, im besondern die Kyburger, festgestellt sein, so bedarf doch noch die Frage nach der innern, gedanklichen, kulturgeschichtlichen Begründung der Wahl gerade dieses plastischen Spasses noch etwelcher Ausführungen. Und da kommen wir nun allerdings selbst auch auf die Unflätere des Flumenthalers von 1533 zurück, nur daß wir das Spottbild nicht auf diese so viel spätere Episode beziehen.

Die Geberde des Flumenthalers und die genannte bildliche Darstellung am Vorstadt-Tore hatten eine gemeinsame Grundlage. Der derbe Späß des Landmanns steht nicht vereinzelt da, und die Skulpturen am Turme gaben, schon ein paar Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte vor jenem komisch-tragischen Intermezzo, eine allgemeine Kriegsgewohnheit damaliger Zeiten wieder. Dem Feinde die entblößte Erziehungsfläche zuzuführen, war im Mittelalter und noch lange nachher das letzte und kräftigste Mittel, ihm seine volle Geringschätzung und Verachtung zu erzeugen, und im letzten Grunde wird man in den hier besprochenen Plastiken den fernhaften Ausdruck mittelalterlichen Städtekraftbewußtseins sehen dürfen, das im Sicherheitsgefühl fester Mauern und Türme den Feinden außerhalb des Gemeinwesens, seien es die eigenen, zuweilen störrischen Landleute, seien es von auswärts heranziehende Gegner, die Zähne — in dem Falle allerdings etwas anderes — wies und seinerzeit eine andere, ähnliche Ausprägung gefunden hat im sog. „Lälfenkönig“ zu Basel, der in den 1830er Jahren beseitigt worden ist. Derselbe war ein unförmliches, gekröntes, uraltes Spottbild, welches, in einer Öffnung des Turmes über der alten Rheinbrücke angebracht, unaufhörlich die Augen verdrehte und gegen Kleinbasel, d. h. gegen die im „Reich draußen“, die Zunge reckte. Die Bewegung ward durch ein Radwerk hervorgebracht, das vom Rheine getrieben wurde.

Für die oben genannte alte und allgemeine Kriegsgewohnheit, die auch der solothurnischen Vorstadt-Turm-Statue zugrunde liegt, seien hier noch ein paar Beispiele erbracht.

Der päpstliche Gesandte Campani, der 1471 aus Deutschland zurückkehrte, ohne Hilfe gegen die Türken erlangt zu haben, zog an den Alpen wütend seine Beinkleider herunter und rief, Deutschland mehr als nur den Rücken zuehend: *Aspice nudatos barbara terras* (schaue die entblößten Hinterbacken, barbarisches Land)! Dabei war Campani glücklicher als der bekannte österreichische Oberst Menzel, der auf einer Rheininsel, Fortlois gegenüber, 1744 Gleiches tat: Ein Vorposten nahm wirklich die dargebotene Scheibe zum Ziel und traf das Schwarze so genau, daß Menzel tot niederstürzte. (Diese zwei Beispiele aus Karl Julius Webers „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“, 9. Bd., 1843, S. 62.) Noch in den 1790er Jahren, bei der Belagerung von Klein-

Hünningen, begingen die französischen Nationalgardien zu wiederholten Malen die Unanständigkeit, den Schweizer Schildwachen, jungen zürcherischen Jägern, die jenseits des Rheins standen, die Hinterteile ihrer Leiber zu weißen (Göttinger Revolutions-Almanach von 1794, S. 308/309), und wiederum bei Hünningen kam jene Geberde noch 1815 vor, wo es nach vielen, durch die übergroße Entfernung vereitelten Versuchen einem gewissen Hardmeier von Zumikon, Kanton Zürich, vermitteltst doppelter Pulverladung gelang, einen übermütigen Franzosen zu treffen (Schweizerdeutsches Idiotikon, Bd. III, Sp. 1026). Man vergleiche dazu die an genannter Stelle des Schweizerischen Idiotikons an ein gewisses bauerndeutsches Wort sich anschließende, noch heutzutage nicht nur auf dem Lande häufig zu hörende Redensart, zu welcher jene Geberde die realistische Vorführung und dramatische Handlung ist!

Aber gut ist es doch, nicht daß der stattliche innere Vorstadt-Turm zu Solothurn niedergefallen wurde, denn darüber ließe sich im Zeitalter des Heimatstuhles noch reden, aber daß die unzüchtige Statue entfernt ist. Es wäre doch ein Skandal, wenn diese plastische Unliebenswürdigkeit noch heutzutage, da die Ringmauern der Vorstadt geschleift sind, direkt gegen Biberist und darüber hinaus in die Gegenden jenseits der Kantonsgrenze sich strecken würde, welche heute die Elektrische Solothurn-Bern-Bahn rauch- und geruchlos durchzieht. Die Legende fände immer wieder neue Nachredner und die Berner würden es am Ende selbst glauben, daß jene versteinerte Redensart sich auf sie beziehe, und sie würden sich mit Recht darüber ärgern!

Gewiß gibt es schönere Geberden und Handlungen des Menschen, als in Stein gehauen und im Fleische vorgeführt am 30. Oktober 1533 in der Vorstadt von Solothurn zu sehen waren. Aber auch diese Züge gehören in die Geschichte der menschlichen Kultur, gerade so, wie nicht nur die goldene Busennadel, sondern auch das Hemd, selbst wenn es nicht mehr ganz sauber sein sollte, zum menschlichen Kostüm gehört. Und es hätte schließlich der neugläubige Flumenthaler von 1533 einen Ehrenplatz verdient in Dr. A. Blatters „Schmähungen, Scheltreden, Drohungen, ein Beitrag zur Geschichte der Volksstimmung zur Zeit der schweizerischen Reformation“, Basel 1911, wo die kriegerischen oder politischen Injurien jener Art leider nicht aufgeführt sind.

Sagen aus dem Guggisberg.

Gesammelt von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

I.

Im Laubbach lebte einmal ein Senne, der war so reich, wie weit umher niemand. Aber sein Reichthum machte ihn hochmütig, so daß er niemandem ein gutes Wort gab und alles verachtete, was andere Leute machten. Jeden Abend stellten die Sennen in einem Teller von der besten Milch unten aufs Hüttendach. Des Nachts kamen dann die Berggeister und labten sich an der süßen Gabe. Dafür schükten sie den Besitz des Gebers vor allem Schaden, die Hütte vor Feuer und Blitzschlag und das Vieh vor Verfallen und Gebrechen. Aber der reiche Senne verachtete auch diesen Brauch und als ihn sein alter Rüher vor der Rache der Berggeister warnte, rief er: Das ist mir doch gleich, wenn auch die Hütte verbrennt — ich habe Geld für eine neue! Eines Nachts aber brach Feuer aus und die Hütte verbrannte. Der Senne aber blieb in den Flammen. Das war die Rache der Berggeister.

II.

Einmal wollte ein reicher Mann zu seinem vielen Geld noch einen besondern Geldmacher haben. Er ging zu den Kapuzinern und fragte sie um Rat. Der Vater, zu dem er's traf, betrachtete ihn mit mißtreuem Blick unter buschigen Brauen hervor und riet ihm folgendes: „Wenn du die

erste Schwalbe siehst, so bleibe stracks stehen und bete drei Vaterunser. Dabei merke dir die Stelle, auf der dein linker Fuß steht. In den drei höchsten Namen grabe dort die Erde aus und nimm sie mit dir. Darin wirst du ein Tier finden, das ist dein Geldmacher, den du gut füttern und pflegen wirst." Mit hinterhältigem Blick entließ der Kapuziner den also Beratenen.

Der Reiche tat wie ihm geraten worden war und fand wirklich ein Tier, einer Kröte nicht unähnlich. Er trug es heim, legte es in ein Körbchen und fütterte es gut mit allerhand Lederzeug. Am dritten Tag fand er zu seiner Freude ein Goldstück im Körbchen und von da an jeden Tag einige. Schon hatte er ein artiges Häufchen beieinander und hatte auch schon Pläne gemacht, in welcher Reihenfolge er seine Geldkisten füllen wollte, als er eines Nachts durch ein Klopfen an seine Haustüre geweckt wurde und ein Mann draußen eine Unterschrift verlangte. Das Papier, das er ihm zum Unterschriften vorhielt, leuchtete im Dunkeln und der Reiche merkte bald, wen er vor sich hatte. Er wollte ihm nicht unterschreiben; da verlangte der Unheimliche den Geldmacher zurück. In seiner Herzensangst versprach der Reiche, ihn zu holen. Wie er aber in dessen Körbchen wieder drei schöne Goldstücke fand, wollte er ihm noch mehr Gold abpressen, bevor er ihn zurückgab. Er streichelte das Tier, aber vergeblich. Schon hörte er den ungeduldrigen Fremden die Haustüre öffnen. In seiner Raffgier preßte er das Tier fest zusammen, um noch Gold zu erzwingen. Aber es stieß einen quälenden Laut aus. Kaum hatte der Fremde den Schmerzensschrei des Geldmachers gehört, als er mit einem Sprung ins Zimmer schnellte, den Reichen packte und ihm den Kopf umdrehte. So fand man ihn am Morgen tot vor dem leeren Neste des Goldmachers.

III.

Ein Bauer lebte mit seiner Frau immer im Unfrieden. Stets stritten sie sich und keines gönnte dem andern auch nur ein gutes Wort. Die Frau aber war noch schlimmer als ihr Mann. Auf einmal waren seine Acker ganz unfruchtbar geworden. Halme und Aehren standen schön, aber die Halme garbeten nicht (gaben nicht viele Garben) und die Aehren waren taub. Er merkte bald, daß ihm die Acker verhext worden waren. Da riet ihm ein alter Hausierer, genau darauf zu achten, ob er ein Tier in der Nähe sehe, wenn er mit dem Mistwagen auf den Acker fahre. Wenn er eins sehe, so solle er ihm eins versetzen, weil es die Hexe sei, die ihm die Acker verhexe. Als er mit dem ersten Wagen fuhr, sah er eine Kröte beim Hinterrad links, die betrachtete sein Fuder mit ihren Glogaugen. Mit dem Karst versetzte er ihr dermaßen einen Streich, daß sie tot liegen blieb. Der Bauer dachte: Dich hat's, du Hexe, und fuhr ruhig aufs Feld. Als er zurückkehrte und nicht mehr fern von seinem Hause war, lief ihm die Magd entgegen und schrie: Kommt doch sofort, eure Frau ist gestorben, sie sank nieder als ob man sie erschlagen hätte. Auf dem Kopf hat sie eine Wunde wie von einem Beilrücken und doch hat sie niemand auch nur angerührt! Der Bauer dachte: Jetzt wissen wir, wer die Hexe war! Aber froh war er nicht, er wurde es auch nie mehr und ist auch bald nach dem Tode seiner Frau gestorben.

IV.

Ein fauler Knecht rühmte sich oft, er könne mehr als Brot essen. So zeigte er einmal seinen Meisterleuten am Sonntagmittag eine Schüssel Eier, die er während ihres Predigtganges hervorgeholt habe. Die Meistersleute wollten es ihm zuerst nicht glauben, aber er hatte so etwas an sich, das sie doch trotz ihres Unglaubens beunruhigte, und dazu wußten sie nicht, wo er die Eier hätte herhaben können. Die Bäuerin, die eine schlaue und habgierige Frau war, schlug ihm vor, er solle sich am nächsten Sonntagmorgen in den Keller einschließen lassen, dann sollte er am Mittag die Eier bringen, und sie wollten es ihm glauben. Das

taten sie und er kam am Mittag wirklich mit einer Schüssel voll Eier zum Vorschein. Da lagen sie ihm an, er solle sie die Kunst auch lehren, aber er weigerte sich. Da bohrte die habgierige Meistersfrau ein Loch in den Fußboden, durch das sie in den Keller sehen konnte. Am Sonntag hat sie den Knecht, er solle wieder in den Keller gehen und Eier machen. Aber er sagte, das Tier sei müde und daher widerspenstig, zudem sei es ein heiliger Sonntag. Aber die Frau ließ nicht ab mit Bitten, Spotten und Versprechungen, bis sich der Knecht abermals einschließen ließ. Statt in die Predigt ging sie nun wieder in die Stube und legte sich vor ihrem Loch im Boden auf die Lauer. Sie sah, wie der Knecht die brennende Kerze befestigte, ein kleines Stöckchen aus einem Ärmel zog und um die leere Eierschüssel einen Kreis beschrieb. Dann machte er Zeichen in die Luft und murmelte einen Spruch. Weil sie ihn nicht verstand, legte sie sich ganz flach auf den Boden, um besser zu hören. Da hüppte eine riesige Kröte auf den Milchstein. Der Knecht deutete mit dem Stöckchen auf die Schüssel und versuchte sie hineinzuhoben; sie schien ungern zu gehorchen. Als sie endlich in der Schüssel war, schlug er sie leicht auf den Rücken; da war das erste Ei in der Schüssel. Jedemal, wenn er die Kröte schlug, war ein Ei mehr, aber die Kröte ward immer schrecklicher anzuschauen. Sie schien zu wachsen, ihre Umrisse aber wurden undeutlich und verschwommen; sie schien sich im Nebel aufzulösen. Der Nebel aber war Schwefeldampf und benahm dem Knecht schier den Atem. Immer rascher schlug er, immer fester und immer wütender fauchte die Kröte und hauchte Schwefeldünste aus. Schließlich wollte er sich flüchten, da zerfloß die Kröte ganz in Schwefeldampf und er sank tot zu Boden. Die Frau hatte sich vor dem Schwefeldampf, der zum Loch hinaufdrang, auch flüchten wollen, sie war aber nicht mehr imstande aufzustehen, sondern sank kraftlos auf die Deckung nieder; die Dämpfe nahmen ihr die Sinne und ihr Mann fand sie am Mittag, als er von der Kirche heimkehrte, tot am Boden liegen.

(Schluß folgt.)

Unghüüreni.

Altguggisbergisch von A. Sankhauer.

Ich cha-n öch säge:
Bi Gredis Gritt¹⁾
Uf dr Gadeschtäge
Ich gar nid juver,
Isch gar nid ghüür.

Chuum chunnt es flüchter
Am Samschtig z'Nacht,
Su chöme d'flüchter,
Su fehts an chräsle
Um huus u Schür.

Su fehts an gyge
Dür d'hostert uf
Bis uf d'Schiterbyge,
U ds Pfeischterli blicknet²⁾
Wi Wätterfüür.

Das lachet u wißchelet³⁾
Di ganzli Nacht,
Das rauet u nüßchelet⁴⁾ —
Ich gar nid juver,
Ich gar nid ghüür.

¹⁾ Margaretas (Margarete), ²⁾ wetterleuchten, ³⁾ flütern, gewöhnl. : leise regnen, ⁴⁾ näseln.